

Schatten

Von
Kristin Ullmann

Liebes, du brauchst keine Angst zu haben.

Niemals.

Du musst nur aufmerksam genug hinsehen.

Für alles Unerklärliche gibt es eine Erklärung.



Leah Roden verspottete diejenigen, die sich davor fürchteten, was sich hinter der nächste Ecke wohl verbergen mochte. Sie lachte jedes mysteriöse Geräusch aus, das ihr versuchte, Angst einzujagen. Leah war eine Frohnatur, selbstbewusst und dachte stets rational. So wie es Leahs Eltern ihr schon in frühen Kinderjahren beigebracht hatten.

Leah war eine junge Frau, die mit beiden Beinen fest im Leben stand. Sie hatte gerade ihr Studium beendet und war mit ihrem Freund in ein gemeinsames Apartment mitten in der Großstadt gezogen. Der Spagat zwischen ihrem ersten Job und dem regen Sozialleben verlangte ihr viel ab. Da war kein Platz für Fantasie. In ihrer Wohnung fanden sich daher keinerlei Bücher zur Unterhaltung und der Fernseher lief lediglich für die Nachrichten.

Es war ein Frühsommertag wie jeder andere, als sie spät abends einen Anruf erhielt. Eine fremde Stimme begrüßte sie mit einem gekeuchten Hallo. Der Mann auf der anderen Seite atmete schwer ein und rasselnd aus. Es dauerte eine Weile bis er raunte: »Du solltest nach Hause kommen.«

Kalter Schweiß brach Leah aus. Sie überprüfte die Nummer auf dem Display. Es war wirklich die ihres alten Zuhauses.

»Wer ist da?«, verlangte sie bemüht ruhig zu wissen. »Wo sind meine Eltern?«

Ein grausames Kratzen in der Leitung ertönte. »Komm nach Hause, Leah. Jetzt!«, schrie der Fremde gereizt und legte auf.



Leahs Herz pochte rasend schnell, weil sie sich sicher war, das etwas mit ihren Eltern passiert sein musste. Sie wählte hastig die Nummer der Polizei und bat sie, bei dem abgelegenen Anwesen ihrer Familie nach dem Rechten zu sehen.

Danach brach sie selbst auf. Sie bestellte sich über eine App eine Mitfahrgelegenheit, da Leahs Freund den gemeinsamen Wagen genommen hatte, um seine Spätschicht anzutreten. Ihm hatte sie eine Sprachnachricht auf dem Handy hinterlassen, während sie ungeduldig in der Dämmerung auf ihr Uber wartete.

Als sie endlich auf der Rückbank saß und den Fahrer angewiesen hatte, sie so schnell wie nur irgend möglich hinaus aufs Land zu bringen, wählte sie erneut die Nummer ihrer Eltern. Niemand hob ab. Verzweifelt rief sie immer wieder und wieder an. Solange, bis die Leitung gekappt wurde. Nicht einmal mehr das Freizeichen erklang.

Verzweifelt wollte sie Bekannte erreichen, die in der Nähe des von Wald umrundeten Grundstücks wohnten, doch niemand hob ab.

Sie holte tief Luft, um sich zu beruhigen. In Panik auszubrechen hatte keinen Sinn. Die Polizei war bestimmt schon längst bei ihren Eltern und das alles würde sich als Missverständnis herausstellen.

Nach einer Weile, die sich viel zu lange für sie angefühlt hatte, kam sie an ihrem Ziel an. Der Fahrer hielt vor dem hohen Tor, wohinter sich die lange Schotterzufahrt zu ihrem Elternhaus befand. Ohne sich zu verabschieden, sprang Leah aus dem Wagen, knallte die Tür zu. Kurz blickte sie noch den roten Rücklichtern hinterher, dann wandte sie den Blick ab.

Nun war sie ganz alleine. Selbst die Sonne hatte sie im Stich gelassen, denn die Nacht breitete bereits ihren kühlen Mantel um Leah aus.

Während sie sich einredete, dass das fehlende Blaulicht auch ein gutes Zeichen sein konnte, schob sie sich durch die wuchtigen, kalten Metallstreben des abgesperrten Gatters hindurch und rannte den Weg bis zur Tür des großen Hauses.



Die Beamten hätten in der Zwischenzeit nach ihren Eltern sehen, einen Plausch halten und schon längst wieder verschwunden sein können.

Doch als sie im Dunkeln nach dem Schlüssel in einem marmornen Übertopf fischte, überkam sie ein schauriges Gefühl. Sobald sie aufschloss und das Licht in der Eingangshalle einschaltete, schlug ihr Eiseskälte entgegen. Es war kalt. Viel zu kalt. An den Fenstern neben dem Eingang waren sogar Eiskristalle zu erkennen, als sie genau genug hinschaute. Ein übler Gestank drang an ihre Nase. Die frischen Blumen, die ihre Mutter im Garten sammelte und üblicherweise in einer Porzellanvase wunderschön drapierte, ließen ihre verdorrten Köpfe hängen. Aber der Geruch nach Verwesung schien sich überall im Haus ausgebreitet zu haben, wie Leah feststellte, als sie die unteren Räume nach ihren Eltern absuchte.

Das, was Leah im Moment am meisten als schlechtes Zeichen deutete, war, dass der Schäferhund ihrer Eltern nicht anschlug. Chief stellte normalerweise in einem Sekundenbruchteil jeden Neankömmling. Warum nun nicht?

Angespannt ging Leah die knarrende Treppe nach oben und steckte den Kopf in das Schlafzimmer, wo sie so sehr gehofft hatte, ihre Eltern ruhig vor sich hin träumend vorzufinden.

Instinktiv betätigte Leah alle Lichtschalter in jedem Raum. Immer wieder rief sie nach ihrer Mutter, ihrem Vater und sogar nach dem Hund, der sie nicht leiden konnte.

Aber nichts. Keine Antwort.

Alles, was sie fand, waren weitere verwelkte Pflanzen und Reif auf Kommoden und Beistelltischen.

Da sie in Eile aufgebrochen war und nicht daran gedacht hatte, überhaupt etwas anderes mitzunehmen als Geld und ihr Handy, holte sie sich einen dunklen Wollmantel aus dem Kleiderschrank ihrer Mutter und knotete diesen fest zu.

Es war Mitte Juni. Diese niedrigen Temperaturen ergaben überhaupt keinen Sinn. So wie gerade gar nichts einen Sinn zu ergeben schien.



Überfordert mit der Situation nahm sie den Hörer des Haus-
telefons ab. Kein Freizeichen. Um noch einmal bei der Polizei
anrufen zu können, kramte sie ihr Handy aus der Hosentasche.
Weder hatte sie Netz noch Internet.

Leah verengte ihre Augen. »Was ist hier los?«, dachte sie
laut, als sie nach Einbruchsspuren Ausschau hielt, aber keinerlei
Beweis für ein gewaltsames Eintreten fand. Alles war an Ort
und Stelle, wie sie es kannte. Hätte Chiefs Leine nicht auf der
Vitrine gelegen, hätte man glauben können, dass ihre Eltern
nur für einen späten Spaziergang aufgebrochen sein könnten.

Leah grübelte lange, was ihr nächster logischer Schritt sein sollte.
Wegen des fehlenden Empfangs konnte sie nicht einmal ein Taxi
herbestellen, das sie zur nächsten Wache hätte bringen können.

Den Kopf auf die verschränkten Arme gestützt wartete sie an
der Wand ihres alten Kinderzimmers lehnd auf einen Geistesblitz.

»Was tun?«, schluchzte sie, genervt von ihrer Hilflosigkeit.
Ihr war nur eins klar. Hierbleiben und Däumchen drehen, bis
es hell wurde, war keine Option.

Ein Kläffen erregte ihre Aufmerksamkeit. Schnell sprang
Leah auf und öffnete mit viel Kraftaufwand das zugefrorene
Fenster. Aber der Wald schien selig und still. Sie hatte sich
Chiefs Bellen nur eingebildet. Oder?

Sie schärfte ihren Blick und strengte ihre Augen an, etwas zu
entdecken. Und sie wurde belohnt.

Hinter einer Fichte aus der vordersten Reihe des Waldes stand
jemand. Ein Schemen war zu erkennen, ging jedoch fast in der
Dunkelheit unter.

Leah war klug und verkniff es sich, hinauszuschreien und zu
fragen, wer dort war. Sie ließ das Fenster offen stehen, damit
sie keine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, solange sie noch
niemand bemerkt hatte.

Auf dem Weg nach unten schnappte sie sich den Schürhaken
neben dem Kamin und eine Taschenlampe aus der Küchenschublade.
Dabei hielt sie sich stets geduckt, da alles im Haus
noch hellbeleuchtet war und sie keine leichte Beute sein wollte.



Gerade als sie einen Schritt aus der Hintertür setzte, nahm sie aus dem Augenwinkel einen Schatten ganz in ihrer Nähe wahr.

»Sieh nicht zu mir«, warnte sie eine raue Stimme, die ihr das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Sie biss sich auf die Lippen, um keinen erschrockenen Schrei loszulassen.

Heißer Atem wurde ihr in den Nacken geblasen. »Geh nicht in den Wald.«

Leah analysierte seinen Tonfall. Er war nicht herrisch, er war nicht böse. Nein, ganz im Gegenteil. Die Warnung war ernst gemeint. Außerdem war es nicht der Mann, der sie angerufen hatte, da war sie sich sicher.

Automatisch wollte sie zu dem Sprecher schauen, doch der stoppte sie wieder mit den eindringlichen Worten: »Sieh mich nicht an.«

»Wer bist du?«, verlangte Leah sauer, weil sie keine Lust auf Spielchen hatte. »Hast du meinen Eltern etwas angetan?«

»Das spielt alles keine Rolle mehr«, meinte der Fremde ruhig und bestimmt. »Geh ins Haus zurück.«

Leah wollte etwas erwidern, wurde jedoch von einem lauten Gong unterbrochen. Die große Pendeluhr im Wohnzimmer schlug Mitternacht.

»Verdammt. Das ist viel zu laut.« Der Mann klang auf einmal doch wütend und fluchte. »Du musst rennen!«, schrie er Leah plötzlich an. »Renn! Schnell!«

Ein gewaltiger Donnerschlag übertönte den Gong. Leah spürte sogar, wie der sandige Boden unter ihr vibrierte.

»Wohin? Wohin soll ich rennen?«, wollte Leah wissen. Dann drehte sie sich entgegen jeder Warnung zur Seite, aber da war niemand mehr. Stattdessen sah sie etwas durchs Haus huschen, als sie wieder hinein wollte.

Leah wartete im Türzargen und zögerte einen Schritt weiter zu gehen. »Chief? Braver Hund. Ich bin's. Du kennst mich.«

Das, was ihr im nächsten Augenblick entgegen sprang, war alles andere, aber kein Schäferhund.

»Pass auf!« Nur weil jemand an Leah zog, konnte sie dem Angriff ausweichen. Aber wieder befand sich keine Menschenseele in ihrer Nähe.

Mit rasendem Puls starrte sie dem schwarzen, wuchtigen Tier hinterher, wie es grauenvoll jaulend im Geäst der dichten Nadelbäume verschwand. Kein Hund, kein Wolf konnte so ein markerschütterndes Heulen von sich geben.

Erneut schepperte es im Haus. Leah beschloss für sich, zu rennen. So wie es der Fremde ihr geraten hatte. Daher nahm sie die Beine in die Hand und raste über die Zufahrt in Richtung Tor. Doch geriet sie in ihrer Hast ins Straucheln und landete der Seite entlang auf dem groben Schotter. Sie konnte regelrecht spüren, wie sich kleine Steinchen in das Fleisch ihres Handgelenkes gebohrt hatten und sicherlich noch ein paar davon in ihrer Haut steckten. Aber die dünne Mondsichel spendete ihr kaum Licht, damit sie das Ausmaß der Wunden hätten abschätzen können.

Ein erneutes fürchterliches Aufjaulen feuerte sie an, sich aufzurichten und weiter zu laufen. Blitzschnell griff sie nach der Taschenlampe und der Eisenstange, die sie bei ihrem Sturz hatte fallen lassen und warf danach keinen Blick mehr zurück. Schnurstracks geradeaus zum Tor, das war das Einzige, auf das sie sich konzentrierte. Gleich hatte sie es ...

Leah bremste und starrte auf die leere Stelle, an der einst das stabile Eingangstor gewesen war. Ihr Blick wanderte auf den Boden. Dort wurde das fahle Mondlicht auf den Metallstreben reflektiert. Das musste das laute Poltern von vorhin gewesen sein.

Nicht einmal mit einem Auto hätte man es niederfahren können. Was bitte hatte so viel Kraft, um das anzurichten?

Aus ihrer Starre gelöst, schüttelte sich Leah. Sie wollte alle absurden Gedanken aus ihrem Kopf vertreiben, sprintete auf die Landstraße und redete sich ein, dass das wilde Tier ein Bär war. Auch wenn es hier kaum freilaufende Bären gab, war es eine Möglichkeit.



Den Mann hatte sie sich bestimmt eingebildet, es war ihr Instinkt, der darauf pochte, dass sie von dort verschwinden sollte. Menschen taten das eben. Wegrennen. Flüchten.

Aber das Tor? Wie sollte sie sich das erklären?

Und wo zum Teufel waren ihre Eltern und der blöde Hund?

Leah verlangsamte das Laufen. Sie würde nicht die nächsten zwei Meilen durchrennen können, bis sie ihre Nachbarn erreichte, dafür hatte sie zu oft das Gym ausfallen lassen.

Immer wieder sah sie auf ihr Handy, aber es wollte einfach keinen Empfang finden. Das Netz war hier draußen noch nie ein Problem gewesen, warum heute Nacht? Und warum konnte nicht ein Auto, Roller oder Moppet vorbeikommen? Sie würde sogar bei einem Fremden einstigen.

Irgendetwas? Irgendeine Menschenseele?

Leah hielt stets Ausschau nach jemanden, der sie hätte aufgabeln können. Natürlich suchte sie nicht unterbewusst den Wald zu ihrer Linken mit der Taschenlampe nach unheimlichen Augen ab. Das versuchte sie sich zumindest einzureden, scheiterte jedoch kläglich.

Gerade als ihr Puls sich normalisierte, raschelte etwas. Und das Etwas machte zu viel Krach, als dass es nur ein Eichhörnchen hätte sein können.

Leahs Magen verkrampfte sich und sie stoppte. Ihre Füße versagten den Dienst.

Langsam richtete sie die Taschenlampe aus. Mit Argusaugen blickte sie in Richtung der Geräusche. Äste brachen ab, kleinere Bäume bogen sich durch, obwohl kein Wind wehte, und es wurde augenblicklich kälter. So kalt, wie es in dem Haus ihrer Eltern war.

Nebelartiger Reif breitete sich vor ihrem starren Blick der Straße entlang aus. Zuerst gefroren die kurzen Grashalme in dem schmalen Graben, der sie von dem Wald trennte. Dann, als schliche sich Vater Frost an, überfielen Eiskristalle den dunklen Teer.

»Ich hab gesagt, renn!« Da war sie wieder, diese raue Stimme, die sie antrieb.



Sie gehorchte und bekam endlich wieder die Kontrolle über ihre Beine, doch es war zu spät.

Eine unsichtbare Macht schlang die Arme um sie, hob sie in die Luft, wobei sie Taschenlampe und Eisen fallen ließ, und entführte sie in den Wald.

Leah strampelte und wandte sich, doch es war niemand da, gegen den sie sich hätte wehren können. Nur der muffige Geruch nach verfaulten Eiern waren ihre Begleiter.

Schaukelnd wurde sie über herausstehende Wurzeln, abgeknickte Äste mit spitzen Nadeln und sogar einen schmalen Bach getragen.

»Was zur Hölle ist hier los?! Lass mich sofort runter!«, verlangte sie viel zu leise, da ihr Stimme kaum gegen den Schock ankam, der tief in ihren Knochen steckte.

Der Wald um sie herum schien für sie Partei zu ergreifen, denn Äste griffen nach ihrem unsichtbaren Entführer. Sie bewegten sich knarzend, ächzend. Leah zuckte zusammen, als ein Zweig über ihre Wange strich. Er tat es fast andächtig. Als wüsste das Stück Holz, was sie erwartete.

Leah schmeckte ihren Herzschlag auf der Zunge. Panik machte sich in ihr breit und besiegte die Schockstarre. Sie fand die Energie in sich wieder und zappelte wild. Dazu schrie sie wie am Spieß. Irgendjemand musste sie doch hören?

»Hallo?! Hilfe! Hiiiiilfe!«

»Lass sie los!«, brüllte plötzlich wieder die Stimme, die sie zuvor gewarnt hatte.

Ein höhnisches Lachen ertönte und Leah spürte es gegen ihren Bauch drücken. »Halt dich da raus«, spottete ihr unsichtbarer Entführer. Seine Stimme kratzte in ihrem Gehör. Könnte man Dunkelheit hören, würde sie genau so klingen.

Auf einmal wurde sie fallengelassen. Der dicke Mantel ihrer Mutter federte zwar ihren Sturz gut ab, aber sie landete auch auf den verletzten Händen und stöhnte.

Verzweifelt versuchte sie irgendjemanden, irgendetwas erkennen zu können.



»Verdammt noch mal! Ich habe dir befohlen, mich nicht anzuschauen«, drängelte ihr Helfer zwischen dem angestregten Keuchen und typischen Geräuschen eines Faustkampfes.

Artig fixierte sie den Waldboden unter sich. Aber dann erinnerte sie sich an die Worte ihrer Mutter. Als Kind hatte Leah oft Angst vor den mysteriösen Geräuschen gehabt, die aus dem Dickicht bis zu ihrem Kinderzimmer vordrangen. Ihre Mutter hatte sich neben sie an das Fensterbrett gelehnt und hinausgedeutet. Sie hatte auf die Zweige gezeigt, die knackten. Die Baumrinde, die bei Kälte knarzte. Den rotbraunen Boden, über den Häschen huschten.

»Du musst keine Angst haben, Liebes. Es gibt für alles eine Erklärung. Du musst nur aufmerksam genug hinsehen«, hatte sie liebevoll gesagt. Und seitdem ängstigte sich Leah kaum mehr vor etwas, denn es gab immer eine logische Antwort auf unheimliche Geräusche.

Aber nun? Nun sollte sie auf das einzige verzichten, das ihr die Panik nehmen konnte? Zum Teufel.

Sie sah in die Richtung der Kampfgeräusche und wilden Flüche, die sich zwei Männer entgegenspuckten.

Erst als sich eine Wolke von dem Mond wegschob, bekam sie die Antwort, was sie entführt hatte. Nie hätte sie gedacht, sie würde bereuen, auf ihre Mutter gehört zu haben.

Denn es waren zwei Schatten, die aufrechtstehend über die Erde wirbelten. Es waren grausam verzerrte Gestalten, die miteinander rangen. Sie waren rauchig, aber auch scharf. Duster, aber ließen auch Licht durch sich scheinen.

»Heilige Sch—«, entfuhr es Leah, als sich ihr Mund endlich wieder schließen ließ.

Eine der Gestalten richtete gelbreflektierende Augen auf sie. »Nein! Du solltest doch nicht —«

»Welch Ironie, du halbe Portion. Da wolltest du der Kleinen helfen und hast selbst dein Todesurteil unterschrieben. Auf nimmer wiedersehen«, röchelte die widerwärtige Stimme, die dem Schatten gehörte, der mich wohl hierher gebracht hatte.



Die halbe Portion holte aus und schaffte es, den Kopf seines Gleichen zu drehen. Seine hellen Pupillen schauten direkt in Leahs. Dann verpufften beide Schemen. Einfach so hatten sie sich funkensprühend in Luft aufgelöst.

Leah rieb sich mehrfach ungläubig über die Augen. Das mussten Hirngespinnste sein. Sie hatte sich scheinbar doch in ihrem neuen Leben übernommen und bekam nun die Quittung dafür. Burnout oder ein Nervenzusammenbruch. Wahnvorstellungen oder psychosomatische Schübe. Schizophrenie? Vielleicht.

Das jämmerliche Jaulen jedoch, das nun erklang, war allerdings echt – dessen war sich Leah sicher und sprang auf. Dann rannte sie und rannte. Ihr Weg führte kreuz und quer durch die dichtbewachsenen Bäume. Sie hatte völlig die Orientierung verloren und fragte sich still, ob sie Richtung Straße eilte, oder doch weiter in den Wald hinein. Egal, Hauptsache nicht stehen bleiben. Sie lief so schnell es ihre Beine zuließen. Ihre Lungen fühlten sich bald an, als loderte aufkeimendes Feuer darin.

Leah hielt die verletzten Hände vors Gesicht, um es vor abstehenden Ästen zu schützen. Da das Licht des Mondes wieder verschwand, sah sie nicht, dass ein kleiner Bach vor ihrer Nase verlief. Sie stolperte in das kalte Wasser, das rasch ihren Schuh füllte. Als sie versuchte, ihren Fuß wieder herauszuziehen, schaute sie sich gehetzt um. Bedrohliche Schritte kamen näher, das Heulen wurde lauter und ihr Herz war geradewegs dabei, ihr aus der Brust zu springen und alleine weiter zu flüchten.

Bum, bum, bum. Bum, bum, bum.

Mit einem Ruck bekam Leah ihren Fuß frei und auch der Mond spendete ihr wieder etwas Helligkeit. Nach vielen Schritten und Beinahestürzen lichtete sich der Wald. Der faulige Geruch war wieder da, diesmal stärker als zuvor. Und die frostigen Kristalle an den Ästen waren ebenso zu erkennen.

Das wieder einfallende Mondlicht erleuchtete eine Szenerie des Schreckens. Leah versteckte sich hinter einem dicken,

kälteausstrahlenden Baumstamm und spähte erneut auf die offenliegende Fläche. Dort lagen ihre Eltern. Sie lagen dort ... mit blutigen Augenhöhlen.

Sie musste sich auf die sowieso schon malträtierte rechte Hand beißen, um keinen Schrei auszustoßen. Heiße Tränen rannen ihr die Wange hinab, als sie beobachten musste, wie sich mindestens zwanzig Schattengeschöpfe über die lebelosen Körper ihrer Eltern beugten und eine Art Licht aus ihnen sogen.

Sie konnte erst den tränenverschwommenen Blick von den Kreaturen ablösen, als eine Stimme fern ab jeglicher Realität ertönte. Verzerrt, dämonisch, geifernd. Hungrig.

»Weg mit euch, ihr Aaseier. Ihr sollt euch an der Tochter laben. Die zwei gehören mir.«

Bevor Leah sich wieder verstecken konnte, erstarrte sie. Etwas leckte an ihrer Hand. Die Augen weit aufgerissen, die Tränen immer noch laufend, war sie nicht länger imstande zu atmen. Alles in ihr weigerte sich zu rühren.

»Chief?«, wimmerte sie, die Lippen nur zu einem ganz feinen Spalt geöffnet.

Die raue Zunge strich unbeirrt weiter über ihre Handfläche.

»Chief ... oh Gott«, flüsterte sie, was einem Hauchen gleichkam.

»Nein. Kein Gott für dich.« Auf Anhieb wusste sie, dass es die Stimme war, die sie mit dem Anruf hierhergelockt hatte.

In Zeitlupe und zittrig wie eine verrostete Schraube zwang Leah ihren Kopf, sich zu drehen. Und er gehorchte ihr.

Nicht einmal eine Fingerkuppe hätte zwischen sie und die Düsternis des Monstrums vor ihr gepasst. Entweder besaß er keine Augen oder er hatte sie geschlossen.

Bum-bum, bum. Bum-bum, bum.

Wieder leckte etwas an ihrem Handgelenk. Es genoss gierig das verkrustete Blut, das daran klebte.

Leah sah mit starrer Haltung an sich hinab. Das war definitiv nicht Chief. Das war kein normaler Hund. Kein Bär, kein Tier, das sie je zuvor gesehen hätte. Es musste eine Ausgeburt der

Hölle sein. Bucklig, tiefschwarzes, strohiges Haar, ein entsetzlich breites, geiferndes Maul.

Bum-bum-bum. Bum-bum-bum.

Der Schatten ihr gegenüber, der beißende Schwefelgeruch und dann war da noch die Eiseskälte, die sich quälend in ihr Herz schlich und es fest zusammenzog. Zu viel. Das war alles zu viel.

Bum-bum-bum-bum-bum-bum-bum!

Sie fasste sich an die Brust, um den Schmerz irgendwie eindämmen zu können, aber es war zwecklos. Leah sackte zu Boden und krümmte sich auf den Knien. Es brannte. Es brannte so sehr. Ihr Inneres stand in Flammen.

Bum-bum-bum. Bum-bum-bum.

Sie wollte sterben. Einfach nur, damit dieser grauenhafte Schmerz aufhörte.

Bum-bum-bum.

Die Worte ihrer Mutter hallten zwischen jedem Stich wider.

Bum. Bum.

Leahs Gebete wurden erhört. Der Schmerz verebbte. Die Verbindung zu ihren Nerven wurde getrennt. Leah kippte auf die Seite und konnte ihre Eltern ein letztes Mal sehen.

Bum.

»Ja, ich sehe aufmerksam hin. Aber für die Hölle auf Erden gibt es keine Erklärung.« Das waren Leahs letzte Gedanken. »Mama, ich habe Angst.« Leah Roden schloss die Augen und öffnete sie nie wieder.

Ende

